

Norbert Gstrein: Als ich jung war

Heute kein Nobelpreisträger, kein Büchner-Preisträger, kein Woke-Autor, kein Vergangenheitsbewältiger, kein Publikumsliebhaber, keine Frau (nicht einmal das), immerhin ein in den Feuilletons meist hoch gehandelter Autor: Norbert Gstrein. Dass der österreichische Nachname nicht popularitätsfördernd ist, weiß er selber; einer seiner Helden, der den Namen des Autors trägt (Das hatten wir schon mal: In Eginold Schlattners „Der geköpfte Hahn“ hieß der Ich-Erzähler wie der Autor, ohne mit ihm identisch zu sein!), überlegt, ob er in dem „unaussprechlichen“ Namen nicht die Vokale versetzen und sich „Gestirn“ nennen soll. (Er nimmt stattdessen den Nachnamen seiner Großmutter an.) In der Tat ist er Österreicher, kommt aus einem Dorf in Tirol, wo seine Eltern ein Hotel und eine Skischule betrieben. (Sein Bruder Bernhard war ein erfolgreicher Skifahrer.) Ich erwähne das, weil auch der Held unseres Romans aus einer Tiroler Hoteliers- und Skilehrer-Familie stammt, und ebenso der Ich-Erzähler von Gstreins neuestem Roman „Der zweite Jakob“ und die Hauptfigur in Gstreins Erstling „Einer“, jedes Mal ohne dass die Person im Ganzen eine biographische Übereinstimmung mit dem Autor aufweisen würde. Gstrein ist es offenbar wichtig, dass er das Herkunftsmilieu seiner Helden sehr genau kennt; es steckt wohl einiges von ihm selbst in diesen Figuren, auch wenn sie keine autobiographische Abbildung des Autors darstellen.

Zu diesem einiges Konkrete: Gstrein ist Jahrgang 1961. Er hat Mathematik studiert, zunächst im heimatlichen Innsbruck, später u.a. auch an der höchst renommierten (und teuren) Stanford University in Kalifornien. (Schon von daher – und von späteren Reisen und Auslandsaufenthalten - kennt er auch den Westen der Vereinigten Staaten, den zweiten Schauplatz unseres Romans neben Tirol, aus eigener Erfahrung.) Die Dissertation, die er 1988 abschloss, ist weniger mathematisch als sprachphilosophisch: „Zur Logik der Fragen“. Das passt zu dem Umschwung von der Mathematik zu sprachlicher Betätigung, den Gstrein vollzieht – schon vor der Promotion veröffentlicht er Literarisches, unmittelbar nach ihr hat er ein aufsehenerregendes Debüt mit der (soeben schon erwähnten) Erzählung „Einer“, die wie seine folgenden Erzählungen ganz im dörflichen, von Touristen besuchten und vom Tourismus wesentlich veränderten (man kann auch sagen: verdorbenen) Tirol spielen. Seit 2000 wohnt er mit Familie in Hamburg. (Nach der Lektüre seiner Werke kann man ganz gut verstehen, dass er sich nicht in Tirol niedergelassen hat. Man zählt sie manchmal zur „Antiheimatliteratur“.)

Für seine in dichter Folge erschienenen Erzählungen und Romane hat der Autor Gstrein, der ausgeprägt intellektuell aufzutreten pflegt, eine große Zahl von Preisen bekommen, vor wenigen Wochen erst den Thomas-Mann-Preis (den für 2021, der verspätet vergeben wurde). Und speziell für „Als ich jung war“, seinen bisher zweitletzten Roman von 2019, erhielt er den Österreichischen Buchpreis. Vielleicht kriegt er den Georg-Büchner-Preis ja auch noch mal.

Es erscheint nicht unangebracht, vorweg zu bemerken, dass Gstrein als Spezialist für das „unzuverlässige (unverlässliche) Erzählen“ gilt. Für dieses hatten wir hier schon ein glänzendes Beispiel: Judith Hermanns „Daheim“. Am Anfang berichtet die Ich-Erzählerin von einer Episode aus ihren jungen Jahren: Ein Zauberkünstler schließt sie probeweise in einen Kasten für die „zersägte Jungfrau“ ein; sie hat das nach ihrer Darstellung unbeeindruckt überstanden. Spät erfährt man, dass dieser Bericht auf einer Verdrängung beruht: In Wirklichkeit hat sie damals ein schweres Trauma erlitten, das sich erst am Ende des Romans auflöst. Wir müssen also auch bei unserem Ich-Erzähler Franz darauf gefasst sein, dass er Geschehnisse sehr subjektiv, vielleicht gar verzerrt wiedergibt oder dass er nicht gleich alles erzählt, was er erzählen könnte.

Hinweisen will ich auch auf das Motto: „A lot remained to be explained“ (von einem Western-Autor namens Louis L'Amour) – „Eine Menge blieb ohne Erklärung“. Wir stellen uns am besten gleich darauf ein, dass man nicht, wie es in einem Krimi üblich ist, am Ende sicher weiß, wer's getan hat und wie es zu all den rätselhaften Details gekommen ist. Man hat den Roman, in dem genug Krimi-Elemente wie ungeklärte Todesfälle und nachforschende Kommissare vorkommen, recht treffend einen „Scheinkrimi“ genannt.

Schließlich werfe ich gleich einen Blick aufs Inhaltsverzeichnis: Der Roman besteht aus drei Teilen: „Diese Freuden“, 286 Seiten; „Die nicht erzählte Geschichte“, 26 Seiten, „Sarah Flarer“, 26 Seiten. Also ein langer Teil und zwei, die nur jeweils ein knappes Zehntel von dem langen umfassen, und der zweite trägt den Namen einer der Personen des Romans. Das allein legt schon nahe, dass diese Sarah Flarer, obwohl die Partien, in denen sie auftritt, gar nicht so umfangreich sind, eine zentrale Bedeutung hat. Auf sie werde ich mich in der Tat bei der Wiedergabe (die natürlich meine persönliche Wiedergabe ist) besonders konzentrieren.

Der Roman beginnt so:

Text 1 *Beginn des Romans*

Nach dem Unglück, das dort vor dreizehn Jahren passiert ist, hätte ich nie gedacht, dass im Schlossrestaurant jemals wieder Hochzeitsfeiern stattfinden würden, und schon gar nicht, dass ausgerechnet mein Bruder sie von neuem anbieten könnte. Bis dahin und noch ein Jahr darüber hinaus, weil so lange der Vertrag lief, war unser Vater der Pächter gewesen. Danach hatte sich über Monate kein Nachfolger gefunden, und dann fand sich einer, der auf eine ganz andere Klientel aus war, eine Pizzeria eröffnete, im Keller eine Kegelbahn einrichtete, zwei Zielscheiben für Darts aufhängte und darauf setzte, dass die Geschichte mit der toten Braut entweder in Vergessenheit geraten oder im Gegenteil sogar eine makabere Attraktion werden würde. Man hatte meinem Bruder gegenüber mehreren Mitbewerbern den Vorzug gegeben, als die Pacht im

vergangenen Jahr erneut ausgeschrieben worden war, und er hatte das Restaurant in kürzester Zeit zu seinem früheren Ruf geführt, ja, sich sogar weit über die Region hinaus Anerkennung erkocht, wie es hieß, und wollte deswegen in Zukunft auch wieder an die alte Tradition mit der Heiraterei anschließen.

*Erzählzeit: 2008; Erzähler Franz: *1971; „Unglück“: 1995.*

Dreizehn Jahre nach einem „Unglück“, nach der „Geschichte mit der toten Braut“ kehrt der Erzähler an den Ort seiner Jugend, ein Dorf in Tirol, zurück. Ich füge hinzu: Er heißt Franz, ist Jahrgang 1971 und erzählt im Jahre 2008, die Braut ist demnach 1995 ums Leben gekommen - eine zeitgenössische Handlung also. Schon verraten habe ich, dass die Familie auch ein Hotel im Skigebiet besaß, wo sie in der Wintersaison eine Skischule betrieb; im Sommer war sie in dem Restaurant tätig, das, wie wir jetzt gehört haben, zur gehobenen Klasse gehörte und für seine „Heiraterei“ bekannt war: Jedes Wochenende wurden hier, in der „Hochzeitsfabrik“, ein bis zwei Hochzeitsfeiern all inclusive für zahlungskräftige Familien ausgerichtet, und das soll jetzt, unter der Leitung des Bruders Viktor, wieder losgehen, ungeachtet der noch lebendigen Erinnerung an jenes düstere Geschehnis.

Franz hatte schon mit fünfzehn Jahren bei diesen Hochzeitsfesten als Fotograf fungieren müssen, als Autodidakt und unfreiwillig, auf Geheiß des Vaters, so wie er vorher schon hatte beim Servieren helfen und in der Skischule die Anfänger anleiten müssen. Obwohl noch so jung, hat er die Paare sehr sensibel und persönlich wahrgenommen und dabei einen ausgesprochen pessimistischen Blick auf die Ehe gewonnen, fast immer sah er Unglück voraus und vor allem eine Minderung der Lebensqualität für die Frauen. (Ganz allgemein kam ihm in dieser Zeit alles „Glauben“ abhanden.) Zu dieser skeptischen Sicht der Ehe trug auch die Horror-Beziehung seiner Eltern bei, des tyrannischen Vaters und der Mutter, die sich in Alkoholismus und Selbstmorddrohungen flüchtet. Bei jener verhängnisvollen Feier war er aber schon 24 Jahre alt, er hatte das Haus schon verlassen, um zu studieren (erst Medizin, dann Philologie, auch das „lustlos“ – aus dem doch offenbar begabten und reflektierten Jungen wird nichts Rechtes), er war jetzt nur als Notfallvertretung für eine einzige Hochzeit eingesprungen – weil die aber „wider Erwarten so schön“ war (wir kommen auf sie zurück), kam er ein zweites Mal, eben zur „Hochzeit der toten Braut“. Besagte Braut, mit Namen Iris, Eventmanagerin und Partygirl, wird als höchst kapriziöses Wesen vorgeführt, sie wechselt zwischen Anschmiegsamkeit und (dies häufiger) zynischen Demütigungen des zwanzig Jahre älteren, superreichen Weicheis von Bräutigam, von dem sie sagt, er sei mit seiner Mutter verheiratet. Auch Franz, der Hochzeitsfotograf, muss sich von ihr einiges anhören: Mit ihm sei wohl etwas nicht in Ordnung (was ja wohl nicht nur eine Bosheit ist). Das skandalöse Verhalten der Braut verdirbt natürlich das Fest, und vollends aus dem Ruder läuft es, als vier ehemalige Verehrer oder Liebhaber, vier Kotzbrocken aus reichen Familien, die Braut entführen

und erst lange nach Mitternacht zurückbringen. Und danach, als (vermutlich) niemand mehr wach ist, muss Iris in strömendem Regen auf den Schlossberg hochgestapft sein. Am Morgen wird sie jedenfalls mit gebrochenem Genick am Fuß des 80 m hohen Felshangs aufgefunden. Ein Suizid also? Das legt sich nahe, aber trotzdem ermittelt ein Kommissar. Wurde sie von einem der vier hinabgestoßen? Oder gar von Franz, der treuherzig zu Protokoll gibt, Iris habe behauptet, er sei in sie verliebt? Der Erzähler Franz spoilert frühzeitig: Der Fall sei „bis heute nicht aufgeklärt.“ Es werden aber später noch alle möglichen Spekulationen über das Geschehen berichtet, etwa die Wutrede einer burschikosen Nonne: Die Frauen würden ja ständig von den Männern „geschubst“, ob nicht auch Iris auf dem Schlossberg ... Dazu später mehr.

Erst nach der ausführlichen Schilderung dieser turbulenten Hochzeitsfeier mit letalem Ausgang berichtet Franz, kurz nur, von der vorausgehenden, „so schönen“ Heirat, die ihn erst dazu brachte, auch bei der schlimmen Dienst zu tun. Hier, bei der ersten, könne man eher sagen, gesteht er, dass er sich verliebt habe, „wenn auch nicht in die Braut, sondern in ihre Cousine“.

Text 2

Sie stand vorn in der Kapelle, ein wildes Sommersprossengesicht, die eine Hälfte des Schädels bis zur Schläfe rasiert, die andere ein Lockengekringel, trug ein knöchellanges, auf den ersten Blick weißes, auf den zweiten hellrosafarbenes Kleid mit einem großen, weißen Spitzenkragen und einer weißen Schürze, wie eher ein Kind sie hätte tragen können, und hob gerade ihre Geige. Ich hatte sie sofort gesehen, meine Kamera mehrfach angesetzt und wieder sinken lassen, sie lange im Sucher behalten, ohne auf den Auslöser zu drücken, und hatte ihr dann untätig zugehört und zugeschaut, wie sie den Bogen über die Saiten führte und anscheinend selbst ins Schwingen geriet, als würde sie ihren eigenen Körper streichen. Sie spielte Schostakowitsch, die Augen geschlossen, mit Bewegungen wie unter Wasser, ohne Angst vor der Hingabe, ohne Angst vor dem Pathos, ohne Angst vor der Unschuld. [...] jetzt konnte ich nicht erwarten, dass die Trauzeremonie vorbei war, die Leute sich zerstreuten und ich zu dem Mädchen eilen konnte, um ihr zu sagen, dass ich nie etwas Schöneres gehört hatte, und ihren Namen zu erfahren, der Sarah Flarer war.

Aha, das ist die Dame, die wir schon aus dem Inhaltsverzeichnis kennen! Ein richtiger coup de foudre ist es, den wir miterleben. Merken sollten wir uns die Ausdrücke „wie ein Kind“ und „Unschuld“. Das nehmen wir zunächst als Umschreibung von Harmlosigkeit. Nichts klingt nach sexuellem Appeal, die Anziehung geht in erster Linie von der Musik aus: Franz hat „nie etwas Schöneres“ – nein, nicht gesehen, wie wir erwarten, sondern „gehört“. Dieser Eindruck von Harmlosigkeit und

rein musischer Anziehung aber, den der Erzähler uns (und sich selber) hier vermittelt, ist - unzuverlässig. Franz liefert uns im Lauf des Romans, in großen Abständen, Informationen, die in andere Richtung weisen. So wird dem Leser ganz allmählich, inmitten eines vielfältigen, motivreichen Handlungsablaufs, die Eigenart dieser Beziehung immer klarer. Dieses Leseerlebnis aber kann ein Referat nicht vermitteln. Ich fasse deshalb jetzt schon einiges zusammen, d.h. ich ziehe vorweg den einen Faden aus dem vielfältigen Geflecht heraus– den Leitfaden, wie ich meine.

Was also erfahren wir später? Franz hat Sarah nach der Trauungsfeier so „forsch“ angesprochen, dass er selbst darüber erschrocken ist, er hat dann mit ihr einige Zeit verbracht und ist bei Einbruch der Dunkelheit auf den Schlossberg spaziert, an die Stelle, wo danach die Braut Iris zu Tode kam. Sie sagt, es mache ihr Angst, wie er sie ansehe, wirkt abwehrend gegenüber dem Annäherungsversuch – sie spricht skeptisch über die Ehe, über die Liebe zwischen Mann und Frau (speziell gilt ihr Abscheu der Heirat ihrer Cousine, bei der sie gerade Geige gespielt hat - das klingt ein wenig nach Eifersucht), sie betont ihren Glauben an Gott (ihre Familie ist sehr religiös). Er aber küsst sie, obwohl sie dreimal „Nein!“ ruft (das berichtet Franz gleich an zwei Stellen). Und wie küsst er sie?

Text 3 *Franz unterhält sich auf dem Schlossberg mit seiner Schwägerin.*

„Ich bin einmal mit einem Mädchen hier gewesen“, sagte ich. [...] Ich sagte ihr nicht, dass ich Sarah geküsst hatte, aber ich erinnerte mich, dass die Zunge in ihrem Mund wie ein kleines, ängstliches Tier gewesen war, das in einer viel zu engen Höhle hin und her jagte und vergeblich nach einem Versteck suchte.

Wenn wir die poetische Metapher (kleines Tier in der Höhle) abziehen, bleibt: Es war das brutale Vorgehen eines zudringlichen Mannes, der selbst ganz und gar unsicher ist („ängstlich“, zu enge Höhle, vergebliche Suche nach einem Versteck). Zuvor schon hatte Franz, als er über den Anfang seiner Fotografenlaufbahn spricht, ganz unmotiviert formuliert: „Ich war fünfzehn [...] und hatte noch kein Mädchen geküsst.“ Jetzt ist er zwar vierundzwanzig, hat aber keine Fortschritte gemacht, wie es in diesem Textausschnitt scheint und wie wir später auch ausdrücklich von ihm hören. Im Jahr darauf in Amerika wird die handfeste Wirtin Kathy ihren vertrauten Stammgast Franz einmal auffordern, sie zu küssen (beim abendlichen Nachhausebringen, wo man das halt so macht), und wird belustigt feststellen, dass er es nicht kann; sie übt gnädig mit ihm, begleitet von dreimaligem „So!“ – ein Gegenstück zu Sarahs dreimaligem „Nein!“ Ein erotisch gehemmter junger Mann also – das merken wir schon hier und erfahren es dann ganz explizit - fällt über ein Mädchen her; das kommt danach ganz verängstigt nach Hause und lässt sich, wenn Franz anruft, verleugnen. Der Vater droht mit der Polizei und sagt rückblickend, „er habe eine Weile geglaubt, sie [seine Tochter Sarah] würde überhaupt nicht mehr

zurück ins Leben finden“; Franz „gehörte für das, was [er] seiner Tochter angetan hätte, immer noch eingesperrt“. Und etwas ganz Wichtiges wird Franz selbst und uns erst dreizehn Jahre nach dem Kuss präsentiert: Sarah war bei der Begegnung gar nicht knapp 17, wie Franz meinte (oder dem Mädchen allzu gern glaubte), sondern erst 13 (wenn auch ungewöhnlich reflektiert für ihr Alter, oder „altklug“, wie Franz sagt). Das Wort, das uns dabei auf der Zunge liegt, fällt später auch im Text: Ganz am Ende macht Franz sich klar, es habe „sicher Signale gegeben, dass sie noch ein Kind war“ (vgl. Text 2: Da stand auch schon das Wort Kind) und googelt das Wort „Kindesmissbrauch“ – und das war „wie ein Geständnis“. Sarah ihrerseits wird als Erwachsene, das entnimmt Franz irgendwann dem Computer, in einem Interview gefragt, „ob es stimme, dass sie als Kind missbraucht worden sei“ – sei es, dass sie einmal davon gesprochen hat, sei es, dass kundige Menschen ihr das angemerkt haben.

So hat sich peu à peu aus einzelnen Stellen über fast 300 Seiten hinweg ein einigermaßen deutliches Bild von der Begegnung bei jener Hochzeitsfeier ergeben, die Franz anfangs schlicht als „so schön“ bezeichnet hat; diesen Franz begreifen wir als einen Menschen, der offensichtlich Unangenehmes aus dem eigenen Bewusstsein verdrängt oder schamvoll verschweigt, vor sich und anderen, und der größte Mühe hat, mit dem Erlebten und mit sich selbst ganz allmählich ins Reine zu kommen, die Schwelle zum Eingeständnis vor sich selbst zu überwinden.

Verfolgen wir nun, nach der vorweggenommenen bitteren Pointe, was in den langen Jahren bis zu der Zeit, in der Franz uns seine Geschichte erzählt, geschieht. Der Vater (wer sonst?) bringt ihn dazu, kurz nach jenen beiden Hochzeiten nach Amerika zu gehen – in Wyoming hat ein Jugendfreund von ihm eine Skischule aufgemacht, wo Franz unterkommen kann. (Es gibt wirklich einen dorthin ausgewanderten österreichischen Skirennfahrer; Gstrein hat ihn und seine Skischule besucht und trug einen tiefen Eindruck davon.) So wird Franz, was er „nie hatte werden wollen“: Skilehrer – und es werden irgendwie dreizehn Jahre bis zu seiner Rückkehr. Auch diese ist nicht die eigene Idee von Franz: Er verletzt sich bei einem Skiunfall so schwer, dass er den Beruf nicht mehr ausüben kann. Warum der Vater seinen Sohn so weit fort spedierte, ist nicht recht klar; vielleicht, weil Franz ins Visier des Kommissars geraten ist und kein Alibi für den Zeitpunkt von Iris' Tod hat? Weil er in jener Nacht noch einmal ins Freie gegangen ist und dort den Vater angetroffen hat? Spielt dessen eigene Sehnsucht nach Amerika, nach der Ferne, eine Rolle? Das lässt sich nach dem Tod des Alten nicht mehr klären. Warum aber Franz sich auf den Vorschlag des Vaters stürzt, als wäre er „seine Rettung“, warum er sich schwört, „alles hinter sich zu lassen“, erscheint bei seiner fehlenden Lebensperspektive in der Heimat, bei den unerfreulichen Familienverhältnissen und dem peinlichen Scheitern jener zunächst so „schön“ erscheinenden erotischen Beziehung eher verständlich.

Der Roman ist nun so gebaut, dass abwechselnd ein Kapitel in Amerika und eines in Tirol, also nach der Rückkehr, spielt - was ich hier nicht nachmachen kann: ich gehe

chronologisch vor, erst Amerika, dann Tirol. Franz ist in Jackson, Wyoming, ein durchaus gefragter Skilehrer; von seinem Leben außerhalb der Wintersaison erfahren wir wenig: Er verdient sich in allen möglichen Jobs ein bisschen Geld, gönnt sich manchmal ein paar Wochen als Gasthörer an einer Uni, fährt oft ziellos durch die Gegend und fotografiert menschenleere Landschaften; materiell überleben könnte er kaum ohne die monatlichen Überweisungen seines Vaters. Er hat in einem mehr als bescheidenen Motel-Zimmer eine über all die Jahre provisorisch wirkende Bleibe, und manche Leute wundern sich, warum der junge Mann nicht mehr aus sich zu machen versucht, sondern „seine Zeit vertut“. Dass hinter diesem unauffälligen Typ, der Äußerlichkeiten so gering achtet, mehr steckt als ein stumpfer Versager, ahnen wir aus der Art, wie er seine Ski-Gäste, oft Businessmen, Machos im Hemingway-Stil, auf Touren durch die Wildnis im Griff hat und wie er sie völlig durchschaut, aber auch aus seiner Bücherleidenschaft (wir hören nur ganz nebenbei von ihr und erfahren nicht, was für Bücher er liest), und aus Andeutungen über seine Fotografien: Er hofft, so lässt er einmal durchblicken, dass sich „in der Leere etwas zeigt, was der Welt fehlt“ – aber leider bleibt das Unsichtbare auf den Negativen halt auch unsichtbar und die Fotos sind doch bloß „Postkartenbilder“; die „paradoxe Sehnsucht“, die Franz bewegt, bleibt unerfüllt.

Aber nun zu Konkreterem: Auch im Amerika-Bericht steht ein Todesfall im Zentrum - er ist das Erste, von dem wir hören, obwohl er sich erst im zehnten Jahr des Aufenthalts ereignet -, ein Suizid, diesmal ein unbezweifelbarer. Professor Jan Moravec, ein Raketenphysiker aus Tschechien, der in Seattle arbeitete und seit Langem jeden Winter für einige Zeit zum Skifahren nach Jackson, Wyoming, gekommen ist, hat seinen Sturzhelm abgenommen und ist dann „in geduckter Schussfahrt“ mit nach hinten angelegten Armen gegen einen Baum gerast. Schon zuvor hatte sich der Mann, der sonst sehr zurückhaltend war und sich mit Menschen schwertat, eigenartig sentimental aufgeführt und am Abend vor seinem Tod Franz, seinem Skilehrer, ungewohnt feierlich eine wertvolle Uhr mit der Gravur „Für unsere gemeinsamen Tage, für alles“ überreicht; Franz war nämlich, wie der Professor der schon erwähnten, beiden Männern sehr vertrauten Diner-Wirtin Kathy erklärt hat, „von allen Menschen auf der Welt [...] derjenige [...], der ihm am nächsten stand“ (was Franz übrigens „entsetzt“).

In der Tat hatte der Professor von dem Tag an, wo er vor sieben Jahren zufällig und nur vertretungsweise Franz zugeteilt worden war, keinen anderen Skilehrer mehr haben wollen als ihn und hatte auch über den Unterricht hinaus viel Zeit mit ihm verbracht. Dabei hatte er keinerlei Ehrgeiz, auf der Piste etwas dazuzulernen – er wollte sich nur im Freien bewegen und mit Franz zusammen sein. Einmal hat er, der im selben Jahr wie Franz' Vater geboren ist, dem jüngeren Freund sogar den Antrag gemacht, ihn zu adoptieren, was dieser „mit einem Lachen abgetan“ hat. Natürlich wird in ihrer Umgebung von einem homoerotischen Verhältnis geredet; Franz stellt das ganz entschieden (und für den Lesenden glaubhaft) in Abrede.

Vielfachen Aufschluss in dieser rätselhaften Geschichte gibt ein Konvolut von ausgedruckten E-Mails und SMS-Nachrichten, nicht weniger als 467 Druckseiten stark, das am Tag der tödlichen Schussfahrt von einem Boten aus dem Hotel des Professors in dessen Auftrag Franz vor die Tür gelegt wird. Es ist die elektronische Korrespondenz des Professors und einer Puerto-Ricanerin namens Aura. Die beiden haben sich auf irgendeinem Kongress kennen gelernt und ineinander verliebt. Aber es ist ein Amour fou, wie Franz sagt, Abstrusität, Verrücktheit und Qual. Früh schon verfallen die beiden in Kindersprache und reden von sich in dritter Person als „der alte Mann“ und „das junge Mädchen“. Bald kommt es zum Streit – und man staunt über den bizarren Grund.

Text 4

[Sie] wollte wissen, was sie getan habe, was sie gesagt habe, dass er auf einmal so kalt zu ihr sei. Am Ende ging sie so weit, ihn zu fragen, ob es an ihrem Aussehen liege, an ihrem Körper, und sie schreckte auch nicht davor zurück, ihm zu schreiben, sie habe nun einmal die Brüste, die sie habe, sie könne sie nicht kleiner für ihn machen, sie könne sie nicht für ihn wegzaubern, sie sei eine Frau und kein Mädchen, so gern sie eines für ihn wäre. Da hatte sie schon alle Zurückhaltung verloren, und ihr Ausbruch gipfelte in dem Vorwurf, dass er sie in der Nacht, als sie zu ihm gekommen sei, Sarah genannt habe, „Sarah, meine Kleine, Sarah, mein Kind“.

Damit scheint erstens die sexuelle Orientierung des Mannes geklärt: Er liebt Mädchen vor oder allenfalls am Anfang der Pubertät, man kann sagen: seine Neigung gilt Kindern. Somit kann die Beziehung zu Aura, auch wenn diese deutlich jünger ist als er, nicht funktionieren. Das Ende ist hässlich: Aura wendet sich nach Vorfällen, von denen wir zunächst nichts Näheres erfahren, an die Firma des Professors, die ihn daraufhin freistellt, und Aura klagt vor Gericht. Auch wenn sich die Klage als haltlos herausstellen wird, ist damit doch das Motiv für den Selbstmord und auch für dessen Eigenart klar. Schon kurz nach der Todesfahrt sagt jemand: „Ich glaube nicht, dass es Zufall ist, dass er sich das Gesicht zermatscht hat [...]. Was er selbst ausradiert, kann er nicht mehr verlieren.“ Und in einer Notiz, die jenem Konvolut beilag, hat der Professor geschrieben: „Du wirst nach meinem Tod unschöne Dinge über mich zu hören bekommen.“ Und er fügt hinzu: „Wenn du diese Korrespondenz liest, kannst Du vielleicht erkennen, dass ich kein Tier war. Ein anderer Mensch wäre ich trotzdem gern gewesen.“

Zweitens erfahren wir aus dem Mail- und SMS-Wechsel einiges über das Verhältnis des Professors zu Franz. Wie kommt er dazu, seine Geliebte Sarah zu nennen? Franz stellt gleich an zwei Stellen fest, er wisse nicht mehr, was er dem Professor über Sarah erzählt habe, ob auch der erzwungene Kuss dabei gewesen sei. Er wisse das gar nicht mehr ...– für uns Lesende ist damit klar, dass er so ziemlich alles mitgeteilt hat,

was es mitzuteilen gibt. Der Professor hat offenbar vom ersten Tag an etwas gemerkt, was Franz selber gegenüber Leuten, die sich über sein Verhältnis zu dem älteren Skischüler Gedanken machen, so benennt: Dieser hat „wohl etwas von sich selbst in mir [Franz] gesehen“. Dass der tschechische Einwanderer „schrullig“ ist, wird uns explizit beschrieben; aber auch Franz selbst passt, wie wir erschließen können, nicht ins übliche Verhaltensschema der Männer im Wintersportdorf. Was nun Franz dem Professor auf seine Nachfrage, ob er denn keine Freundin habe, von der kurzen Begegnung mit einem kindlichen Mädchen bekennt, nimmt dieser begierig auf, er kommt immer wieder darauf zurück, drängt Franz, diese Beziehung zum glücklichen Ende zu führen und macht aus den beiden schließlich eine Art mythologisch-idealtypisches Paar. Und als er selbst dann eine Geliebte findet, folgt aus dieser Mythologisierung: Diese Aura soll *seine* Sarah sein. Dass die Beziehung von Franz zu jenem Mädchen nur wenige Stunden dauerte, dass sie körperlich nicht allzu weit ging und dass die unwillige Geliebte inzwischen über zwanzig ist, kümmert ihn nicht – mythische Figuren altern nicht. Franz sagt sich jetzt: Er hätte dem Professor auf seine Fragen nach einer Freundin einfach nicht antworten sollen, „statt ihm brav meine Geschichtchen über Sarah zu liefern, Futter für seine abwegigen Phantasien“. Aber auch wenn er sich gegen die überzogene Interpretation des spinnerten Professors wehrt, so wird uns doch deutlich: Jener halbe Tag am Rande einer Hochzeitsfeier, jene wenig geglückte erotische Initiation des verdrückten Bummelstudenten hält ihn nach wie vor in seinem Bann. Einmal entschlüpft ihm in seinem inneren Monolog ganz nebenbei die Formulierung, die Leute wüssten ja nichts von seiner „Braut zu Hause“.

Die Klarheit, mit der der Fall Professor Moravec vor uns zu liegen scheint, wird allerdings bald getrübt. Überraschenderweise taucht eine Ehefrau auf, eine Einwanderin aus seiner mährischen Heimat, jetzt Besitzerin eines Edelrestaurants in Seattle, sehr viel jünger als er (das passt ja!). Sie ist vier Monate nach der Hochzeit von ihm weggezogen und argwöhnt jetzt, der „Herr Adoptivsohn“ wolle ihr das Erbe streitig machen. Von ihr erfährt Franz von der „Unglücksgeschichte“, die in der mährischen Heimat jeder kennt: Bei einem Autounfall sind die Eltern von Moravec und sein zwölfjähriges Schwesterchen ums Leben gekommen; nur er selbst hat überlebt, er trauerte bis zur Gegenwart heftig um die kleine Jana und nannte sich nach ihr Jan. (Eigentlich heißt er František, also Franz.) Seit dem Schock trieb er sich bei Kindergärten und Schulhöfen herum und schaute kleinen Mädchen zu; später sammelte er aus den Medien Nachrichten über verschwundene Mädchen. Diese Eigentümlichkeiten hat Aura, nach dem großen Krach, der Firma und der Polizei gemeldet. Strafbar ist davon nichts. Und sie hat ihn „Kinderficker“ genannt, was ihn tief getroffen hat. Wie nun? War Moravec ein genuiner Pädophiler? Oder war der wesentliche Grund für seine Fixierung auf junge Mädchen die Traumatisierung durch den Verlust der Schwester? Oder sind beide Komponenten zu einem komplexen Ganzen zusammengegangen? Das wissen weder Franz noch wir, die Lesenden des

Romans, zu sagen. Die Leute in Jackson jedoch sehen in dem komischen Kauz nachträglich einen eindeutigen Perversen und verdächtigen ihn sogar – allem nach zu Unrecht –, in einem Indianerreservat der Region, über das man allerlei Finsteres munkelt, kleine Mädchen missbraucht und entführt zu haben. Übrigens war Franz selber „manchmal“ im Reservat; um „Bilder [zu] machen“, erklärt er der strengen Kathy, die Ausflüge ihrer Gäste dorthin energisch missbilligt. Was für Bilder das sind und ob ihn noch weitere Interessen dorthin gezogen haben, erfahren wir nicht.

Die Überführung der Leiche des Professors nach Seattle ist skurril: Der Professor hatte vor seinem Tod neben vielen anderen Details festgelegt, dass er nicht per Flugzeug in seinen Wohnort gebracht werden dürfe. Die Bestattungsfirma schickt einen reichlich schrägen Typ, „Leichen-Hildebrand“ genannt, der schon wegen sexueller Ferkereien im Gefängnis gesessen hat, und zwar nicht mit einem Leichenwagen, sondern einem Pick-Up, auf dessen Ladefläche der Sarg unter Metallschrott verborgen ist (so erspart man sich den Papierkrieg bei den Grenzübergängen); den lässt der Fahrer mit maximal 45 Meilen (weniger als 70 km/h) über Highways und Nebenstraßen tuckern – Franz folgt ergeben in seinem eigenen Wagen. Aber auch hier gibt es Momente, die an Tieferes rühren.

Text 5

Die Scheinwerfer der Trucks tauchten wie aus dem Nichts in der Ferne auf, kamen über die weite Distanz langsam näher und rauschten mit einem Windstoß vorbei, als würden sie nichts Materielles, sondern nur eine Idee hinter sich herziehen [...] wir fahren auf der gekrümmten Erde unter dem riesigen Himmel, als würden wir nicht im geringsten vorankommen und in Wirklichkeit für immer auf der Stelle treten.

[Einmal legt der Fahrer eine „Pinkelpause“ ein und Franz dreht das Radio, als ein Orchesterkonzert kommt, „für den Professor“ auf volle Lautstärke.]

Dann kam er zu mir und fragte mich, ob ich beten wolle, und ich verstand ihn zuerst nicht und konnte mich danach nicht entscheiden, ob er es ernst meinte oder sich einen Scherz erlaubte, aber er hatte schon mit dem Vaterunser angefangen. Natürlich war es auf Englisch [...] Matthew sprach eine Zeile vor, ich sprach sie ihm nach, und genau an diesem Punkt im Kosmos, irgendwo im Nirgendwo, mit dem kleinen, drahtigen Kerl an meiner Seite [...] hörte sich das schön und richtig an.

Die Beerdigung ist extrem schlicht. Franz erbt 25000 Dollar, die er „beklemmend nötig“ hat, weil er seit dem Tod seines Vaters keine Überweisungen mehr bekommt.

Das also Franzens Geschichte in Amerika.

Zwei Jahre nach der Beerdigung des Professors wird er zum Sportinvaliden und kehrt nach Österreich zurück. Der Chronologie folgend kommen wir also (anders als der Text, der, wie oben erklärt, die beiden Zeitebenen kapitelweise ineinanderschiebt) zu seiner Zeit als Gast im Familienrestaurant. Mühsam geht er an

Krücken, aber nicht nur deswegen muss er befürchten, „dass mir der Boden unter den Füßen wegbrach“, denn er ist bettelarm. (Die 25000 Dollar sind in den zwei Jahren offenbardraufgegangen.) Er schreibt Bewerbungen an Schulen, um mit seinen Amerika-Erfahrungen irgendeine Beschäftigung zu finden, glaubt aber selber „nicht einen Augenblick daran, dass jemand darauf anspringen würde“. In der Gaststätte hat, wie wir gehört haben, jetzt ja der Bruder das Sagen, der zwar jünger ist als Franz, aber nicht umsonst Viktor (der Sieger) heißt – seit jeher der Aktivere, Dominante, der, oft in den dreiteiligen Anzügen des Vaters, Wild serviert, das er selbst geschossen hat, und das alte Renommee des Schlossrestaurants wiederhergestellt hat. (Das Skihotel ist inzwischen abgebrannt – vielleicht durch Brandstiftung wegen Verschuldung.) Obwohl Viktor eigentlich über den Versager Franz verärgert ist (er hat ja nach Vaters Tod die Zuwendungen an ihn sofort gestrichen), behandelt er ihn nicht gänzlich abweisend, lässt ihn in dem Zimmer schlafen, in das sich früher zu Zeiten der „Hochzeitsfabrik“ die Brautpaare „zur Entspannung“ zurückziehen konnten, und verpflegt ihn (meistens jedenfalls, die Stimmung wechselt) mit Gerichten aus der eigenen Küche (wobei sich Franz fragt, ob die reichlich portionierten Innereien als Zeichen der Fürsorge oder als subtile Folter zu gelten haben).

Auch nach dreizehn Jahren ist die Geschichte mit der toten Braut noch lebendig, bei Franz selbst, der bei der Begegnung mit den alten Örtlichkeiten wieder beginnt zu reflektieren und zu rekonstruieren (wobei wir nicht wissen, ob er uns alles erzählt, was er weiß); aber auch sonst ist sie in aller Munde, und jedermann arbeitet an Theorien über die Abläufe in jener Nacht, in denen auch Franz manchmal eine Rolle spielt. Selbst die Schwestern des benachbarten Nonnenklosters, an dessen Pforte jene Iris kurz vor ihrem Tod geklopft haben soll, beten noch für das gewiss sittenlose Partygirl, das sie im Fegefeuer verorten. Eine der Schwestern mit Namen Antonia, eine Frau „mit der Statur eines Rausschmeißers“, die erst spät ins Kloster eingetreten ist und vorher eine ganze Reihe von unbotmäßigen Mannsbildern in die Schranken gewiesen, nein, „bestraft“ hat, wie sie sagt, zieht Franz ins Gespräch. Ihre Meinung zum Thema tote Braut ist:

Text 6

Wenn sich eine junge Frau in den Tod stürzt, brauchen diejenigen, die sie gestoßen haben, nicht an Ort und Stelle zu sein. Einer hat ihr in der Vergangenheit einen Schubs gegeben, ein Zweiter den nächsten, ein Dritter wieder einen und so weiter, eine einzige Folge von sanfteren oder heftigeren Stößen. Jeder trägt seinen Teil bei, sie ein Stück weiter an den Abgrund zu bringen. Dann fehlt am Ende nicht mehr viel. Beim letzten genügt vielleicht schon ein Wort oder allein die Vorstellung, sich ein Leben lang an ein solches Scheusal binden zu müssen.

Franz, dem, seit er wieder an der Stelle gewesen war, wo er Sarah geküsst hatte, „die Szene nicht mehr aus dem Sinn“ ging, macht sich jetzt plötzlich klar, dass „die

Begegnung mit mir für Sarah der erste Schubs gewesen“ war – ein erstes deutliches Eingeständnis der Schuld gegenüber dem Mädchen.

Aber nicht nur für ihn selbst wird der erzwungene Kuss wieder zum aktuellen Problem. Schwester Antonia verbreitet, eine alte, inzwischen verstorbene Nonne habe ausgesagt, Franz sei in der Nacht des Todessturzes kurz nach Iris den Schlossberg hinaufgegangen, und das führt dazu, dass der Kommissar von damals, sehr gealtert, aber immer noch von dem rätselhaften Todesfall fasziniert, Franz noch einmal ins Gebet nimmt. Aber bald ist zu merken, dass der Kriminaler Franz gar nicht ernsthaft verdächtigt, Iris, deren Labilität ihm bei seinen Recherchen klar geworden ist, vom Felsen gestürzt zu haben. Sein eigentliches Interesse gilt Franz' Begegnung mit Clara de Winter. Wer ist das? Sarah Flarer ist inzwischen eine international gefeierte Violinistin geworden und hat sich diesen Künstlernamen zugelegt. (Das ist der Grund dafür, dass Franz im Internet nie etwas über Sarah finden konnte.) Der Kommissar weiß alles Mögliche über sie; von ihm erfährt Franz, wie verstört die Kleine nach der Begegnung mit ihm war, und da steckt auch das Motiv für die Hartnäckigkeit des Kriminalisten: „Noch wird nicht gegen Sie ermittelt. Aber wenn es um Kinder geht, verstehe ich keinen Spaß“.

Franz eilt zum Laptop und erfährt, dass Sarah/Clara, jetzt 27, als „unnahbare Schönheit“ gilt, dass sie ein kleines Kind hat, aber betont, „dass der Vater unbekannt sei“, dass sie Musikstipendien ausrichtet, die „ausdrücklich nur Mädchen vorbehalten“ sind, dass sie einmal beim Forellenquintett ohnmächtig geworden ist (bei dessen Liedfassung es bekanntlich um Verführung geht) und einmal, wie erwähnt, gefragt worden ist, „ob es stimme, dass sie als Kind missbraucht worden sei“. Und Franz fragt sich: War ich das? War es mein früher „Schubs“, der ihr Leben bestimmt hat?

Der Hauptteil unseres Buches, der fast 90 % des Texts umfasst, hat mit einer Hochzeit im Schlossrestaurant begonnen, jener unglückseligen, immer noch präsenten, und er endet mit einer Hochzeit ebenda, aber von sehr anderer Art. Bei dem neuen Wirt Viktor heiratet Kira, die Tochter eines reichen Anwalts, erfolgreiche Studentin, wunderschön, everybody's darling. Der Bräutigam ist ein türkischer Schriftsteller, Autor von „gelehrten Liebesromanen“, d.h. Bestsellern mit islamischen statt esoterischen oder sonstwelchen Sentenzen, ein zwar wenig ansehnlicher, aber vernünftiger und gewinnender Mann. Viktor spricht von ihm als „muslimischem Wunderwuzzi“, dabei lässt der seine Religion und sein Türkentum kaum in Erscheinung treten – anders als seine eingeladenen Verwandten, die nur auf die zweite Feier zu warten scheinen, die in Istanbul stattfinden wird. Die Brautleute lieben sich diesmal sichtbarlich, die temperamentvolle Braut überschüttet ihren etwas gesetzteren Auserwählten in einem fort mit sehr intensiven Küssen, selbst mitten auf der Tanzfläche. Das führt bei aller Sympathie zu dem einen und anderen Kommentar bei den Anwesenden und bei Schwester Antonia, die auch dabei ist, zu einem warnenden Verweis auf das Fegefeuer.

Franz hat sich dazu überreden lassen, wieder, wie einst, den Job des Hochzeitsfotografen zu übernehmen; aber auch für ihn ist bei dieser ganz anderen Hochzeit alles anders als damals. Er spürt diesmal nicht die Abneigung gegen das „hundertmal kopierte [...] und ausgelaugte Glück“, er fotografiert die beiden richtig gerne und wünscht von Herzen, dass mit ihnen alles gut gehen möge.

Text 7

„Keine Sekunde dachte ich, jemand müsste die Braut retten, wie ich es damals mehr und mehr getan hatte, ein strahlender Held müsste auftauchen und sie von alldem erlösen, ein Ritter, oder nein, kein Ritter, vor dem müsste sie ja wieder gerettet werden, ein Märchenprinz auch nicht, und schon gar keiner wie mein Vater, ein Mann einfach, der anders wäre als alle anderen Männer und anders als ich.“

Der Satz ist nicht ganz logisch, aber deutlich wird die Vorstellung von einem neuen Männerbild ohne gewalttätige Dominanz, einer Beziehung, die der Frau gerecht wird, die ihm bei diesem Paar zumindest momentan vorstellbar ist. Und er stellt fest, dass ihm irgendwie das Wort „neidisch“ durch den Kopf geht.

Aber in dem Ausdruck „anders als ich“ ist doch die Erinnerung an sein Verhalten gegenüber Sarah präsent (an die er schon hat denken müssen, als das Brautpaar zu dem Schostakowitsch-Walzer tanzt, den Sarah damals in der Kapelle so schön gespielt hat). Und dann taucht der Kommissar auf, seiner Beute auch hier auf der Spur. Er gibt böse, rassistische Kommentare über die ständigen Küsse des Hochzeitspaares ab: „Der Türke küsst wie ein Vieh“. Dabei ist doch Kira „die Treibende“, nicht der Bräutigam! Es ist klar, worauf der Kommissar hinauswill, auf seine Vorstellungen von dem brutalen Umgang von Franz mit Sarah, die er genüsslich ausbreitet. Und er informiert ihn erstens darüber, wie alt das Mädchen damals gewesen ist: dreizehn Jahre, zehn Monate und vierundzwanzig Tage, und zweitens über das Strafmaß für Kindesmissbrauch: „Ein bis zehn Jahre, mein Lieber.“

Während aber das Brautpaar sich ohne Unterlass küsst und der Kriminaler seine hämischen Kommentare dazu abgibt, kommen Franz Vorgänge ins erinnernde Bewusstsein, die für seine ganze außenseiterische Existenz grundlegend sind:

Text 8

Ich hatte für mein Leben genug geküsst, nur keine Mädchen, aber das konnte ich ihm nicht sagen. Was wusste dieser Schwachkopf vom Küssen? Zehn, elf, zwölf Jahre war ich alt gewesen, als ich im Internat auf Befehl der älteren Schüler hatte antreten und mir von ihnen die Zunge in den Hals stecken lassen müssen, beinahe tagtäglich, Woche für Woche, all die Monate, mehr als zwei Jahre lang, ausgenommen vielleicht montags, wenn es mir gelungen war, mich mit den

Süßigkeiten, die ich aus dem Wochenende von zu Hause mitgebracht hatte, wenigstens für einen Tag freizukaufen.

Die wenig appetitliche weitere Schilderung erspare ich Ihnen. Franz, der Missbrauchstäter, als Opfer von Missbrauch! Und zwar Missbrauch ungewöhnlicher Art, wie ich denke. Bemerkenswert erscheint mir, dass der Held von Gstreins erster erfolgreicher Erzählung „Einer“ dieselbe erniedrige Behandlung erfährt und daraufhin unfähig zum sozialen Zusammenleben in der Dorfgemeinschaft und zu einer „normalen“ Liebesbeziehung wird. Man wird annehmen dürfen, dass der Autor Derartiges im Internat selber erlebt, vielleicht erlitten, zumindest miterlebt hat. (Erinnert sei aber auch an den „Törless“ von Musil, wo ja ähnliche sexuelle Quälereien unter Internatszöglingen im Zentrum stehen.)

Franz haben diese Widerlichkeiten damals „den letzten Hauch Leben ausgesaugt“, er wurde „als Zombie in die Zukunft entlassen“, und im Besonderen hat er eine fundamentale Aversion gegen das Küssen davongetragen (die er einigermaßen verdrängt, man denke an die kühl-kontrollierte Bemerkung am Anfang des Buchs: „Ich war fünfzehn, Internatsschüler, und hatte noch kein Mädchen geküsst“). Der Kuss mit Sarah war die einzige Ausnahme, und dementsprechend fiel er ja auch aus. Eine zweite Erinnerung, die sich jetzt einstellt, bezeichnenderweise beim Einschlafen, bekräftigt diesen Befund: Die Wirtin Kathy hat einmal einen Mann aus ihrem Diner verwiesen, weil sie fand, dass es sich für einen Mann dieses Alters nicht gehöre, mit seiner Freundin öffentlich herumzuknutschen, und da hat sich Franz spontan an dem Rausschmiss beteiligt, und zwar mit einer völlig unverhältnismäßigen Brutalität; er konnte froh sein, ohne Strafanzeige davonzukommen. Seine tiefsitzende Aversion gegen das Küssen hat sich da gegen jede vernünftige Einschätzung der Lage unwiderstehlich Bahn gebrochen. Daran schließt sich übrigens Kathys bereits erwähnte Kuss-Lehrstunde an („So – so – so“), die ja ohne Erfolg blieb.

So hat Kiras Hochzeit nicht zu einer Lösung von Franzens Verkrampfung geführt, wie es zunächst schien, sondern ihn durch die Wiederkehr dieser schrecklichen Erinnerungen schwer lädiert zurückgelassen, mit klarerem Bewusstsein für seine trauma-behaftete Befindlichkeit. Dass auch sein Knie wieder entsetzlich wehtut, weil die hyperaktive Braut den invaliden Fotografen gezwungen hat, mit ihr zu tanzen, passt dazu.

Damit ist der große Hauptteil des Buches zu Ende. Es folgen zwei kurze, wie Nachträge wirkende Kapitel. Der erste, „Die nicht erzählte Geschichte“, ist diffizil. Der Professor, lesen wir, hat kurz vor seinem Tod zu Franz gesagt, jeder Mensch habe „wenigstens eine Geschichte [...] in seinem Leben [...], von der er nicht wolle, dass jemand anderer sie zu hören bekomme, [...] ein Zentrum der Scham, an das er sich selbst kaum heranwage.“ Ganz leicht könne unser Leben kippen zu einer Existenz am Rande der Gesellschaft. Paradoxerweise beginnt Franz sofort mit einer Geschichte, nein, nicht von Sarah, über die hat er dem Professor ja schon alles erzählt, sondern

von einem Mädchen namens Eileen, die vor einigen Jahren in Jackson aufgetaucht sei, ein merkwürdiges Wesen von unklaren Lebensverhältnissen, spröde, heimliche Alkoholikerin, mit der Franz lange, teilweise abenteuerliche Autofahrten unternommen hat, übrigens ohne jegliche erotische Annäherung. Eines Tages aber ist sie wieder verschwunden, Franz findet auch im weiten Umkreis keine Spur mehr von ihr. Und seltsam: Er fühlt in sich den Wunsch, sie hätte ihn mitgenommen.

Nachdem er diese Geschichte wieder aus der Erinnerung heraufgeholt hat, fühlt er sich, angestoßen durch Nachfragen des Professors, dazu gedrängt, seinem damaligen Verhältnis zu dem Mädchen nachzuspüren. (Späte Reflexion über Vergangenes, Verdrängtes – das ist ein zentraler Vorgang in unserem Roman.) Besonders denkt er an eine Situation, in der das Mädchen sich in einem Gebüsch versteckt hat. Und da wird ihm zum eigenen Erschrecken klar: Er sieht sich nicht mehr in der Rolle des Beschützers, an die er bis dahin gedacht hatte, sondern er ist in Wirklichkeit, wie er schauernd für sich formuliert (und damit fixiert), „eine Art Jäger“, und sie „ein verwundetes Tier“, „eine leichte Beute“. Er hütet sich, diese Erkenntnis, diese sprachliche Realisierung dem Professor mitzuteilen, und auch gegenüber uns Lesenden, im Grunde auch sich selbst gegenüber verstummt er.

Der zuhörende Professor hat schon längst den Namen Sarah ins Spiel gebracht, aber auch ohne das wäre uns klar, dass es hier um eine indirekte, schmerzhafteste Verarbeitung des Sarah-Traumas geht. Die Eileen-Story war letztlich eine Geschichte, „die man nur erzählte, um andere Geschichten nicht erzählen zu müssen“.

Nach diesen Subtilitäten nähern wir uns dem Ziel unserer Erzählung im nächsten, letzten Kapitel auf konkretere Weise. Es heißt ja (direkter geht's nicht): „Sarah Flarer“.

Aus dem Internet erfährt Franz, dass Sarah in Luzern ein Konzert gibt – Schostakowitsch ist dabei und zum ersten Mal nach der Ohnmacht wieder das Forellenquintett. Franz ist sich inzwischen klar darüber: Er hätte damals erkennen müssen, dass Sarah noch ein Kind war. Er streift durch die Wälder, schuldbewusst und voller Angst – der Kommissar bleibt aktiv, und Franz entgeht nur mühsam weiteren Zusammentreffen mit ihm. Auch in Sachen tote Braut gibt es neue Theorien; sie betreffen zwar Franz nicht, aber die Beteiligung von Schwester Antonia erinnert ihn an ihre These von dem folgenreichen Schubs, den Männer so oft Frauen verpassen. Angst hat er auch wegen der anhaltenden Knieschmerzen: Er muss damit rechnen, dass man jetzt doch, wie schon in Amerika erwogen, sein Bein amputiert. In dieser Verfassung fährt er los nach Luzern, im uralten Variant seines Vaters, den ihm der Bruder nebst einigem Reisegeld überlässt. Es soll ein Wochenendausflug werden, aber auffällig ist, dass er einige Gegenstände mitnimmt, an denen er hängt, seine Leica, sein amerikanisches Wurfmesser. In Luzern bekommt er heraus, wo Sarah logiert, und kann es zweimal so einrichten, dass er ihr auf der Straße begegnet. Sie ist es, jetzt 27, sie hat einen Stock – schon damals hat sie ein wenig gehinkt. Er nickt ihr zu, sie schaut ihm direkt ins Gesicht; eine Reaktion erkennt er nicht. Sie wirkt, von

einem jugendlichen Verehrer umtänzelt, „ungebrochen“ – so formuliert er für sich. Ist sie das wirklich, oder ist das nur seine Hoffnung? Ein Konzertticket, das ihm von einem Fremden angeboten wird, schlägt er aus, wartet stattdessen draußen in der Nähe des Konzertgebäudes. Franz hat jetzt zu einer Einstellung gegenüber jenem Vorfall gefunden, die man angemessen finden kann, er hat seine Fehlleistung im Verlauf der „so schönen“ Hochzeitsfeier als solche realisiert; aber Sarah jetzt darauf anzusprechen, sich zu entschuldigen, sich reuig zu zeigen, darin sieht er keinen Sinn. Würde sie sich nicht erneut bedroht fühlen? So geht er, als die ersten Zuschauer das Konzerthaus wieder verlassen, zu seinem Auto und fährt, nach einer unruhigen Ruhepause, nachts um vier los.

Wie er das in Amerika so oft gemacht hat, fährt er ohne Ziel ins Weite. Unwillkürlich stellt er sich vor, wie es wäre, wenn der Kommissar seine Spur verfolgen würde, aber das ist „gegen alle Logik“, nur ein Nachklang der Belastung, die er soeben hinter sich gelassen hat. Wie selbstverständlich folgt er dem Schild „St. Gotthard“ nach Süden, allmählich kristallisiert sich die Vorstellung von Sizilien als Ziel heraus. Irgendwann unterwegs macht er, vollkommen zufällig, wie er betont, Halt auf einem Autobahnparkplatz, der gedrängt voll mit LKWs ist, „unwirtlich“ wirkt. In der Nacht sieht er eine Prostituierte aus dem Führerhaus eines Lasters steigen, er beobachtet, auf der Suche nach einem Platz zum Pinkeln, wie sie durch eine Lücke im Zaun den Parkplatz verlässt und draußen über eine Schutthalde zu einer ärmlichen Behausung von Asozialen geht, wo sie offenbar hingehört. Da sind auf einmal zwei aggressiv wirkende Männer bei Franz, er greift zu seinem Bowie-Messer (Franz ist seit dem USA-Aufenthalt ein sicherer Werfer), aber da bekommt er von hinten einen Schlag auf den Kopf: Black-out. Ein tödlicher Schrecken für Franz? Nein. „[...] was ich dann noch an Empfindungen und Gedanken zu erhaschen vermochte, glich am ehesten einer paradoxen Dankbarkeit, dass es endlich jemand getan hatte.“

Franz erwacht in einem Krankenhausbett. Eine dunkelhäutige Schwester steht vor ihm; sie vermittelt ihm, er sei in Italien, nicht etwa in Afrika. Franz aber „hätte nichts dagegen gehabt, ganz und gar nicht, wenn ich dort gelandet wäre.“ In was für einer Verfassung ist er? Franz ist irgendwie dankbar für den Niederschlag, eine extreme Distanz von seiner bisherigen Lebenswelt wäre ihm willkommen.

Hören wir (gekürzt) die letzten beiden Seiten des Romans:

Text 9 *Ende des Romans*

Die ersten Fragen stellte mir ein junger Arzt, [...] Fragen nach meinem Namen, Fragen nach meiner Herkunft. Man hatte mich bis auf die Unterhose entkleidet auf dem Parkplatz gefunden [...]. Nicht nur meine Kleidung war weg, sondern mit der Kleidung auch die Papiere, Pass und Führerschein, sowie der Autoschlüssel, und noch bevor ich ansetzte, etwas zu sagen, ging mir durch den Kopf, dass aller Wahrscheinlichkeit nach das Auto nicht mehr auf seinem Platz stehen

würde und deshalb wirklich niemand ohne meine Hilfe eruieren könnte, woher ich käme und wer ich sei.

Also antwortete ich nicht, und als der Arzt sagte, ich solle mir Zeit nehmen, ich sei erschöpft, nickte ich nur, wusste im selben Augenblick aber, ich würde so lange nichts sagen, wie ich annähernd damit durchkam. [...]

Dann schlief ich wieder, und als ich von neuem wach wurde, war es dunkel [...]. Ich klingelte, und es war dieselbe Schwester, die erschien [...]. Ich bat sie, mir einen Stift und Papier zu bringen, indem ich die Handbewegung des Schreibens machte und den Umriss eines Blattes andeutete, und als sie mir gleich danach Block und Bleistift brachte, schrieb ich ganz oben auf die erste Seite: „Schluss mit dem Selbstmitleid“, zuerst auf deutsch, gleich darauf aber, nachdem ich es unlesbar durchgestrichen hatte, auf englisch, und darunter einen falschen Namen. Das würde mir Zeit verschaffen, wenn ich am nächsten Tag oder spätestens am Tag danach wieder mit Fragen behelligt würde. Solange niemand etwas von mir wusste, konnte ich alles erzählen, und das war ein guter Anfang.

Völlig nackt (gut, bis auf die Unterhose) und ganz und gar besitzlos hat Franz die alte Existenz beendet und ergreift jetzt die Möglichkeit eines radikalen Neubeginns. Er hat die lebensgefährliche Gewalttatkette und den totalen Eigentumsverlust erstaunlicherweise völlig ungebrochen überstanden. Sieht er das Widerfahrnis als eine Art Buße oder als gern geleistete Bezahlung für die Chance zum Freikommen aus dem bisherigen Leben, die sich ihm jetzt eröffnet? Seine Haltung in diesem prekären Leben bis dato, das jetzt ein Ende haben soll, bezeichnet er als „Selbstmitleid“. Wie sollen wir diese Diagnose verstehen? Soll das bedeuten, dass er sich seit dem Missbrauch im Internat als unschuldig Beschädigten gesehen hat, dazu noch von anderen Faktoren kleingehalten: dem beherrschenden Vater, der katastrophalen Ehe der Eltern, dem einengenden Milieu, soll es bedeuten, dass ihn dieses Bewusstsein der unverschuldeten Beeinträchtigung daran gehindert hat, ein wirklich selbstbestimmtes Leben entsprechend seinen Fähigkeiten zu führen? Eine solche dauerhafte Beschädigung durch Missbrauch wäre ja ein sehr aktuelles Thema! Und welche Rolle spielte dabei Geschichte mit Sarah? Die eines vergeblichen „Glücksversuchs“ des Traumatisierten? - In Gstreins schon mehrfach erwähntem Erstling „Einer“ geht ein junger Mann unter ähnlichen Bedingungen (Missbrauch durch Mitzöglinge, Rückkehr in die Enge des Heimatdorfs) allmählich zugrunde. Unser Held, inzwischen immerhin 37 Jahre alt (mit beginnendem Haarausfall), entschließt sich, dieses belastete, unfreie, beeinträchtigte Verhalten als Ergebnis von Selbstmitleid zu interpretieren, diesem den Kampf anzusagen und alles zurück auf null zu stellen. Ob er eine reelle Chance hat, sich neu aufs Leben einzulassen, seine sehr wohl vorhandenen Fähigkeiten zu nutzen, vielleicht sogar dem ungreifbaren Ziel

seiner gewissermaßen spirituellen Sehnsucht näher zu kommen, wollen wir nicht fragen, wir wünschen es ihm.

Eine Assoziation zum Schluss: Die radikale Neuorientierung durch einen Zustand der Nacktheit hindurch erinnert mich an Franz von Assisi. Der hat ja, aufgewachsen in der Jeunesse dorée von Assisi, eines Tages im Beisein seines reichen Vaters und des Ortsbischofs mitten auf der Piazza sämtliche Kleider abgelegt (inklusive Unterhose, wie es heißt) und, ohne dem Besitz im Geringsten nachzutruern, ein ganz und gar anderes Leben begonnen. Ob Gstrein seinen Romanhelden deswegen Franz genannt hat, weiß ich nicht. Falls ich ihm einmal begegne, werde ich ihn fragen.

Dr. Gerhard Vogt, (20. Juni 2022)